

Partisanengräber

Für B. Morgunow

So leb ich denn bei der Station Sird,
steh auf vom Frühlicht -
Spaß macht derlei Ding.
Im Lastwagen aufs Kornfeld und von da
nach weiter,
bis ich wo hinunterspring,
betracht das sommerliche Blüten rings
und staun:
Wie schwarz die Erde der Teige!
Im Grase fault so manche Preiselbeer,
die Hagebutten glühen um so mehr
mit rötlichen Fäulnisheeren in den Beeren.
Rings spricht, scheint, alles:
„Du mußt klüger werden,
nur klüge du dabei nicht allzu sehr!“
Durch lade Eitelkeit nicht mehr geplackt,
auf Zucht und Ruh im Innersten gerichtet,
von heilig Hohem willentlich gepackt,
tret ich hinaus auf eine stille Lichtung:
Zum Denkstein mit dem Stern, der fünfgezackt.
Von Himbeersträuchern,
Birken
sanft umgeben.

legt ihr im Schlaf, ihr Partisanengräber.
Es ist euch Gräbern Sonderbares eigen:
Mußt dich vor ihnen ob der Bürde neigen,
schwer ist's ums Herz dir
und auf einmal leicht,
weil tief wie nie dein Blick ins Weite reicht.
Ich les die Namen
„Pjotr Belomestnich,
Kiewowa Nastja,
„Kusmitschow Maxim“ und
„Sie fanden“, feierlich gemeißelt les ichs,
„den Heldentod im Kampf für den Marxismus.“
Und meine Seele - bei der Inschrift blieb sie:
Vor langem, neunzehnhundertneunzehn, schrieb die
ein wortkunder Naiver
emsig hin
und sah darin des Lebens wahren Sinn.
Sie hatten sicherlich
Marx nicht gelesen
und glaubten wohl
gar an ein höchstes Wesen,
doch trieben sie
die Bourgeoisie zu Paaren,
und es kam so,
daß sie Marxisten waren...

Gelafn fürs Neue, Junge, das wir heut sehn,
ruh sie, Sibiriens bürisch-echte Herrn,
mit Kreuzen auf der Brust,
nicht unter Kreuzen,
nein, untern proletarisch-roten Stern.
Ich steh im Gras mit Halbschuhen voll Taus.
Fühl älter mich nach dieser Stund,
gestrafft,
Hab zwar Marxismus-Prüfungen geschlofft,
doch
die Marxismus-Prüfung
steht noch aus...
Lebt wohl, ihr Gräber,
bleibet treu gehegt!
Habt mir gehalten, wie nur ihr vermögt.
Lebt wohl!
Muß weiter: mir tun Mühs und Plage gut.
Die Welt braucht mich,
braucht meinen Kampf und Wagemut.
Welt, deren Pracht Naturgewalten lenken
und Menschen, der Unsterblichkeit geweiht,
Welt, wo Lebendige an Tote denken
und Tote den Lebendigen stehn zur Seit.

1957

Hab, wie nie vorher, wacker
schweißgebadet geplackt,
hab mich windschief gerodert
mit der Hacke, der Axt.
Drum: Vor Schwermutergüssen
bleib' ich kühl bis ins Mark.
Meine Hände, zwar rissig,
sind wie Schraubstöcke stark.
Es gibt nichts, was ich nicht wag'.
Selbst den Feind läch' ich an,
weil ich's nun mal vermag:
weil ich's nun einmal kann...
1956

Manuel und die Sterne

Manuel ist der Hoteljunge einer,
der das Schwärmen und das Strahlen liebt;
und Havanna's Himmel, diesen reinen,
hat sein schwarzes Auge längst zerleibt.
Strahl rings Neonlicht in Höh und Tiefe,
greift er feurig mit der Bürste zu;
putzt blitzblank des Milliciano Stiefel,
putzt auch der Französin Stöckelschuh.

Nun, und trotzdem
schaut er auf zum Himmel
läßt nichts unbemerkt vorbeiziehn;
und dafür,

ollwissend, gar nicht grimmig,
schaut der Himmel seinerseits auf ihn.
Was hat diesem Bürschlein anbefohlen,
spät, wie's nur dem Liebenden sich lohnt,
mit dem Blick dich, Venus, herzuholen
oder dich, du lilafarbener Mond?

Des Hotels vormaliger Besitzer,
wie man sagt,

ein Weiblein, recht bejodert,
litaneit, vor Feindseligkeit schwitzend,
alles sei jetzt schlechter, als es war;
brummt und brabbelt, Seife geb es selten
und zuwenig Fett, zuwenig Fleisch...
Nun, für Manuel zuwenig Welten -
unbedingt braucht er das Sternenreich!
Sonderbar der Menschen Wesenskerne.
Sage, was du magst - ich habe recht:
Ewig denkst du eine an die Sterne,
und der andre findet alles schlecht.
Manuel wünscht als Pilot zu fliegen,
Warm wird ihm ums Herz, es pacht und
schwillt
wie vom Ruf zu niedergehenden Flügen
von der ersten Kosmonauten Bild.
„Er kommt her!“

Das flüstern wetherharte
Lippen schon seit Wochen schnell und hell,
ihn, Gagarin, Jurj,

ihn erwartet
hier auf Kuba grad auch Manuel.
Ja, der wird Pilot,
und einmal ist er's!
Geht das Leben weiter so drauf,
putzen eines Tages Kapitalisten,
die sonst arbeitslos sind, ihm die Schuh!
Durch die Straße, die schon mittelmäßig,
geht er mit dem Schritt des reifen Manns.
An ihn denkt, heut hierzu mit ermächtigt,
allezeit die Regierung seines Lands.
Wie er sich den Sternen anverwandt fühlt!
Saugt mit ganzer Brust den Himmel ein,
während die Musik am Straßenrand spielt
irgend etwas eigens ihm allein.

Und derweil sie ihre wunderbaren
Hände lind ihm auf die Schultern legt,
geht Havanna's künftiger Gagarin,
heut ein Stiefelputzer, seinen Weg.

Havanna, 13. Juli 1961

WER IST NUN EIGENTLICH JEWTSCHENKO?

Jewgeni Jewtschenko: Mit mir ist folgendes geschehen...
Gedichte in Russisch und Deutsch, ausgewählt, eingeleitet und aus dem Russischen übertragen von Franz Leschnitzer.
Verlag Volk und Welt Berlin 1962,
166 Seiten, 7,20 DM.

Dieses Buch selbst brauchen wir nicht mehr zu propagieren; Es war schon vergriffen, als es noch gar nicht erschienen war. Die Buchhandlungen bekamen nur wenige Exemplare und hatten doch viele Vorbestellungen. „Neuaufgabe ist nicht zu erwarten...“

Es kann uns nur um Jewtschenko selbst gehen, um seine Dichtung, die Ursachen seiner Popularität. Auf den ersten Blick ist alles wie gewöhnlich: Gedichte mit revolutionärem Pathos, bei dem man an Majakowski erinnert wird, daneben Gedichte über Alltagsereignisse, einiges über die Liebe. Doch das ist der erste Eindruck. Dann verwundert das enge Beieinander der einzelnen Themen, die vielfache Verflechtung. Das Bild der rötlich glühenden Hagebutte ist die notwendige Voraussetzung für die Worte über den Stern mit dem roten Stern, der zum Gedanken an gefallene Partisanen mahnt. Die Heldengräber sind von weissen Birken umgeben. Die einfache Schönheit eines Apfels ist für Jewtschenko bedeutsam - aus den Kernen können Bäume werden. Die Erinnerung an die Leiden der Kindheit, die vom Krieg aufgezehrt worden war, begründet nicht die Pflicht zu neuem Leben, sondern das Recht auf das neue Lebensgefühl der Jugend. Man spürt nicht, daß seine Gedichtsbände nicht des halb politische Gedichte und Liebeslyrik sind, und wieder politische Gedichte in so bunter Weise bringen, weil das vom alltagsgebrauch weit abhebt. Einmaliges eben nicht in einzelnen Themen getrennt werden darf. Das gebietet alles zusammen und macht es zusammen einen starken Gefühl von der Schönheit unserer Welt aus.

Jewtschenko ist gerade in den kämpferischen Gedichten ohne jede Pose und dadurch wesentlich stärker als viele seiner Vorgänger - er schreibt gegen die Pose, gegen Phrasendichtung. Die philosophische Tiefe vieler Gedanken basiert auf dem Totalitätssinn. Es sind oft alltägliche Gedanken, die dichterisch bedeutsam werden. Es sind Gedanken aus allen Erlebnisbereichen. Gedanken eines Menschen, der vieles durchlebt und durchlebt. Es sind Gedanken unserer Zeit, wie ja eben Jewtschenko ein Kind unserer Zeit ist. Er ist ein Kind des XX. Jahrhunderts, jener Epoche, die die Frage nach den realen Ergebnissen stellt, die den Menschen nicht nach seinen Deklamationen mißt, sondern tiefer schaut und alles Höre und Unproduktive beiseite wirft. Wie man über eine antwortlose Welt, die nicht beantwortet werden kann, bleibt das Geheimnis der westlichen Skandalpresse.

Dürftig: an jenem Jewtschenko-Abend, an dem uns von der Studentenkommission (in gelungener Auswahl) und fast durchweg sehr gutem Vortrag einiges aus dem Buchlein geboten wurde, gab es auch Zuhörer, die von den Gedichten kämpferischen Inhalts wie „Groß sein“ enttäuscht waren. Ob das wohl am Dichter lag oder am Charakter der „Enttäuschten“?

Und doch sieht Jewtschenko uns, unsere Generation etwas einseitig. Es gibt bei ihm Gedichte, auch aus den letzten Jahren, die davon zeugen, daß seine Verbindung zu den Menschen unserer Zeit nicht sehr fern ist. Die Verkündung des Rechts auf

Stöckelschuhe und moderne Rhythmen ist eine gute Sache - doch erleben wir nicht noch mehr? Fehlt da nicht eine ganze Sphäre, die Sphäre unseres Schaffens, die Sphäre, in der wir erst einmal unsere Kraft beweisen wollen, ehe wir bereit sind, uns resignierend pensionieren zu lassen. So alt sind wir wohl noch nicht, daß wir wie Großväter auf die vordringende Jugend schauen müssen, die uns angeblühel beiseite schiebt. Diese Stimmungen klingen auch in dem Gedicht „Neid“, an, obwohl sie hier nicht Hauptproblem sind.

Die Verbindung zu den sibirischen Holzfällern scheint zeitweilig abgerissen zu sein, es tauchen Themen auf, die auf ein unfruchtbares Milieu hindeuten. Die Verbindung muß erst wieder hergestellt werden, sonst würde sich auch das echte Pathos Jewtschenkos ausbilden. Es ist Heines alte Geschichte von dem Riesens Antlus, der nur stark ist, wenn er die Mutter Erde berührt, der seine Kraft verliert, sobald er in die Lüfte emporgehoben wird. Und vorläufig sollten wir mit Epitheta wie „genial“ und „genialist“ in bezug auf den talentierten Dichter Jewtschenko noch sparsam umgehen.

Der Nachdichter hat es sich sehr schwer gemacht. Er stellt sich dem Publikum und drückt die russischen Gedichte neben die Übertragungen. Er hält der Prüfung stand und erweist sich wieder als einer der besten deutschen Interpreten sowjetischer Lyrik. Einiges ist allerdings zu intellektualisiert, so daß sich gegenüber dem Original plötzlich ein anderer Adressat ergibt. Lateinische und französische Ausdrücke werden eingefügt, Wendungen wie „scheint Dorf Jessoeno ins Grün gehockt“ (S. 73), „Spaß macht derlei Ding“ (97), „daß kein Schamgefühl mich striemt“ (87) tauchen auf, die die klare, einfache russische Sprache Jewtschenkos nicht wiedergeben, eine Sprache, deren Energie uns noch viel von dem Dichter erhoffen läßt. Mitunter auch klingt der Berufsjargon der alten Übersetzerschule an: „wenn dein eigen Auge bricht“ (163), „in weicher Wonne, selber Qual“ (87), „ein schmerzübermännlicher Blick“ (83) u. s. Doch sind solche Fälle erfreulich selten, und meist bleibt Leschnitzer entweder dicht am Original, oder er versetzt sich in die Situation des Dichters und gestaltet daraus eigene, der Idee des Werkes gerechte Bilder.

Über Auswahlprinzipien läßt sich wirklich trefflich streiten. Wir hätten uns das Liebsthema etwas reicher gewünscht, vor allem Gedichte aus dem doch aktuellen Zyklus des Kampfes gegen die kleinbürgerlichen Züge im Leben junger Menschen, Gedichte über die Freude an der Schönheit der einfachen Dinge, die Jewtschenko meisterhaft zum Ausdruck bringt. Franz Leschnitzer hat leider eine Reihe seiner guten Übertragungen früherer Jahre ausgelassen. Wir möchten ganz einfach mehr haben, als uns geboten wird. Aber warum sollten unsere Studenten nicht selbst zur Feder greifen und übersetzen?

Man muß noch einmal auf die niedrige Auflage zu sprechen kommen. Haben wir es nötig, künstlich eine Sensation zu schaffen, indem wir die Exemplare dieses Buches rationieren? Ist Lyrik unpopulär oder nicht? Offensichtlich hängt das von der Lyrik ab. Warum aber schränkt man plötzlich die Wirkung der Lyrik ein? Die Aufgeschlossenheit gegenüber diesem Dichter sollte zu einer breiten Propagierung auch anderer Dichter führen. Sind etwa Lagowski, Martynow oder Szuki schlechter oder weniger interessant? Daß Twardowski „Fenster Ferner“ noch nicht in

einer gültigen Nachdichtung vorliegen, spricht nicht für unsere Verlage. Ist überhaupt bekannt, daß Jewtschenko schon längst nicht mehr der jüngste sowjetische Dichter ist trotz seiner erst 29 Jahre? Da gibt es Namen und Leistungen, die bei uns noch völlig unbekannt sind: Firzow, Blynski, Wassiljew, Achmadulina... Wollen wir da auch erst warten, bis von diesen jungen Dichtern in der Sowjetunion je neun Gedichtbände erschienen sind, ehe wir sie bei uns bekanntmachen?

Wenn aber jetzt so eine Verwunderung spürbar ist über echte Dichtung, von der man nichts wußte, so hängt das wohl auch damit zusammen, daß wir Slawisten uns nicht so recht verantwortlich fühlen für die Propagierung der neuesten Sowjetliteratur, obwohl über diese Aufgabe am Slawischen Institut schon lange Jahre viel geschwätzt wird. Dies Thema, scheint's gehört auch zur Diskussion über den Nutzen der Gesellschaftswissenschaften.

Dr. Roland Opitz

Anmerkung der Redaktion:
Wir erkundigten uns beim Verlag Volk und Welt betreffs der niedrigen Auflage und erfuhr: Die Auflage war bereits wesentlich höher als es sonst bei Lyrik-Bänden üblich ist, dennoch war die Nachfrage bedeutend höher als erwartet. Inzwischen ist auch eine zweite Auflage erschienen.

Germanisten hätten den Lyrikern helfen müssen

Als wir in der „Leipziger Volkszeitung“ Anfang Januar mehrere vorbereitende Artikel über eine vorgesehene Lyrikerlesung vorfinden, waren wir auf diesen Abend sehr gespannt. Der Erfolg sprach für sich, und wir begrüßten diese Methode, die neuesten Werke unserer Lyriker auf diese Art einem möglichst großen Kreis unserer Bevölkerung bekannt zu machen. Zugleich müssen wir Studenten bedauerlicherweise feststellen, daß gerade von den Germanisten Studenten kaum und Wissenschaftler überhaupt nicht anwesend waren. Wir besaßen uns auf den Artikel vom Genossen Dr. Klaus Schumann in der UZ vom 10. 1. 1963 „Verhältnisse und Aufgaben unserer Germanisten“ und meinen, daß der Lyrikerabend in zweifacher Hinsicht für die Wissenschaft des Instituts für Deutsche Literaturgeschichte, aber auch für die Studenten der Germanistik wertvoll gewesen wäre:

Genosse Dr. Schumann sieht einen Mangel für das Zurückbleiben der Germanisten in der „politischen und ästhetischen Unsicherheit bei der Bewertung von Büchern junger sozialistischer Autoren und der Unterschätzung der politisch-erzieherischen Potenzen unserer sozialistischen Literatur“. Dieser Abend hätte den Germanisten für die Beurteilung von Werken junger sozialistischer Lyriker sehr viel geben können.

Zum anderen hat Genosse Dr. Schumann eine Reihe von Fakten genannt, die besonders bei der Beurteilung von Werken junger, noch unerfahrener Schriftsteller herangezogen werden sollten - er setzte zusammen: „Wieviele hätten die Germanisten den anwesenden jungen Lyri-

kern helfen können. - Vielleicht Gerade dieser Abend gab einen guten Einblick in die Probleme der Gegenwartsdichtung.

Eine Zusammenfassung der Aussprache nach der Lesung gab Klaus Höpcke in seinem in der LVZ am 12. 1. 1963 erschienenen Artikel „Zum Kampf sind wir geboren“. Wir möchten hier besonders das Problem der sogenannten Lyrik des Unbehagens zur Diskussion stellen. Klaus Höpcke hat recht, wenn er sagt, daß man Unbehagen nicht mit einer schöpferischen Unruhe gleichsetzen kann, wie man das nach der Aussprache bei einigen Dichtern annehmen muß. Unter Unruhe verstehen sie eine einseitige Darstellung von Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus und glauben, daß diese auf eine Reihe von Fehlern der Partei und Regierung zurückzuführen seien, so wie das Peter Hacks in seinem Stück „Die Sorgen und die Macht“ gestaltet hat. Drückt sich hier nicht ein Unbehagen, das heißt eine Unzufriedenheit über unser Leben aus? Symptomatisch für diese Richtung scheint uns das Gedicht von Helmut Richter zu sein, das mit den Worten endet: „Vielleicht sind wir alle zu früh geboren“.

Erfüllt nicht Werner Bräunig die Schönheit und den wahren Inhalt unserer Zeit viel besser, wenn er in dem Gedicht „Brief an meine Gefährtin“ schreibt:

... und um glücklich zu sein, muß man klar sehen wollen
und geht in der Reihe der Unruhvollen
und unerträglich kämpfen.“

Unter wirklicher, echter Unruhe in unserer Zeit verstehen wir den ständigen Kampf der Jugend und überhaupt aller Menschen der Deutschen Demokratischen

Republik für die großen Aufgaben, die uns gerade jetzt der VI. Parteitag stellt, den Drang, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen und es schön und sinnvoll zu gestalten und auch, wenn es sein muß, eine parteiliche Kritik an offensichtlichen Fehlern und Mängeln.

Ein zweites Problem in der Aussprache war die Frage der Parteilichkeit in der Literatur. Wir erklären uns nicht einverstanden mit der Meinung des Genossen Hasso Grabner, der während der Diskussion die Ansicht vertrat, daß man bei uns nicht immer die Wahrheit sagen konnte und damit die Auffassungen des dort auftretenden freischaffenden Schriftstellers Bernhard Krüger unterstützte.

Wir Studenten habe die Erfahrung gemacht, daß gerade das offene Vertreten der Wahrheit unser Studium erfolgreich macht. Deshalb unterstützen wir auch die Ansichten von Hans-Jürgen Schmidt, Schauspieler am Theater der Jungen Welt, und einiger anderer Diskussionssteilnehmer, sie alle hätten nicht nur die Wahrheit zu sagen „gedurft“, sondern sie wären von der Partei immer wieder aufgefordert und angehalten worden, sie zu sagen und zu verbreiten.

Das ist unsere Meinung zu einigen Problemen, die während der Diskussion um die Gegenwartslyrik aufgetreten sind. Uns würde interessieren, welche Anregungen, aber auch Probleme andere Studenten unserer Universität aus dieser Lyrikerlesung mitgenommen haben.

Hildegard Hantsch, Renate Krause,
Rudolf Cöhl, Germ./Hist. III/1

Universitätszeitung, Nr. 6, 7. 2. 1963, S. 3